

[Nr 13] **Heimwelt** [37.02.]
1927
Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der kleine Vogel.

Von R. v. Bolkmann-Seander.

Ein Mann und eine Frau wohnten in einem hübschen kleinen Hause, und es fehlte ihnen nichts zu ihrer vollen Glückseligkeit. Hinter dem Hause war ein Garten mit schönen alten Bäumen, in dem die Frau die seltensten Pflanzen und Blumen zog. Eines Tages ging der Mann im Garten spazieren, freute sich über die herrlichen Gerüche, welche die Blumen ausströmten, und dachte bei sich selbst: Was du doch für ein glücklicher Mensch bist und für eine gute, hübsche geschickte Frau hast! Wie er das so bei sich dachte, da bewegte sich etwas zu seinen Füßen.

Der Mann, der sehr kurzichtig war, bückte sich und entdeckte einen kleinen Vogel, der wahrscheinlich aus dem Neste gefallen war und noch nicht fliegen konnte.

Er hob ihn auf, besah ihn sich und trug ihn zu seiner Frau.

„Herzensfrau,“ rief er ihr zu, „ich habe einen kleinen Vogel gefangen; ich glaube, es wird eine Nachtigall!“

„Lieber gar!“ antwortete die Frau, ohne den Vogel auch nur anzusehen. „Wie soll eine junge Nachtigall in unseren Garten kommen? Es nisten ja keine alten brin.“

„Du kannst dich darauf verlassen, es ist eine Nachtigall! Uebrigens habe ich schon einmal eine in unserem Garten schlagen hören. Das wird herrlich, wenn sie groß wird und zu singen beginnt! Ich höre die Nachtigallen so gern!“

„Es ist doch keine!“ wiederholte die Frau, indem sie immer noch nicht auffah; denn sie war gerade mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt, und es war ihr eine Masche heruntergefallen.

„Doch, doch!“ sagte der Mann, „ich sehe es jetzt ganz genau!“ und er hielt sich den Vogel dicht an die Nase.

Da trat die Frau heran, lachte laut und rief: „Männchen, es ist ja bloß ein Spatz!“

„Frau, entgegnete hierauf der Mann und wurde schon etwas heftig, „wie kannst du denken, daß ich eine Nachtigall gerade mit dem Allergemeinsten verwechseln werde, was es gibt! Du verstehst gar nichts von Naturgeschichte, und ich habe als Knabe eine Schmetterling- und eine Käfer Sammlung gehabt.“

„Aber, Mann, ich bitte dich, hat denn wohl eine Nachtigall einen so breiten Schnabel und einen so dicken Kopf?“

„Sowohl, das hat sie; und es ist eine Nachtigall!“

„Ich sage dir aber, es ist keine; höre doch, wie er piepst!“

„Kleine Nachtigallen piepsen auch.“

Und so ging es fort, bis sie sich ganz ernstlich zankten. Zuletzt ging der Mann ärgerlich aus der Stube und holte einen kleinen Käfig.

„Daß du mir das elliige Ding nicht in die Stube setzt!“ rief ihm die Frau entgegen, als er noch in der Tür stand. „Ich will es nicht haben!“

„Ich werde doch sehen, ob ich noch Herr im Hause bin!“ antwortete der Mann, tat den Vogel in den Käfig, ließ Ameiseneier holen und fütterte ihn — und der kleine Vogel ließ sich's gut schmecken.

Beim Abendessen aber saßen der Mann und die Frau jeder an einer Tischdecke und sprachen kein Wort miteinander.

Am nächsten Morgen trat die Frau schon ganz früh an das Bett ihres Mannes und sagte ernsthaft: „Lieber Mann, du bist gestern recht unvernünftig und gegen mich sehr unfreundlich gewesen. Ich habe mir eben den kleinen Vogel noch einmal angesehen. Es ist ganz sicher ein kleiner Spatz; erlaube, daß ich ihn fortlasse.“

„Daß du mir die Nachtigall nicht anrührst!“ rief der Mann wütend und würdigte seine Frau keines Blickes.

So vergingen vierzehn Tage. Aus dem kleinen Häuschen schienen Glück und Friede auf immer gewichen zu sein. Der Mann brummte, und wenn die Frau nicht brummte, weinte sie. Nur der kleine Vogel wurde bei seinen Ameiseneiern immer größer, und seine Federn wuchsen zusehends, als wenn er bald flügge werden wollte.

Er hüpfte im Käfig umher, setzte sich in den Sand auf dem Boden des Käfigs, zog den Kopf ein und plüßerte die Federn auf, indem er sich schüttelte, und piepste und piepste — wie ein richtiger junger Spatz. Und jedesmal, wenn er piepste, fuhr es der Frau wie ein Dolchstich durchs Herz. —

Eines Tages war der Mann ausgegangen, und die Frau saß weinend allein im Zimmer und dachte darüber nach, wie glücklich sie doch mit ihrem Manne gelebt habe; wie vergnügt sie von früh bis zum Abend gewesen seien und wie ihr Mann sie geliebt — und wie nun alles, alles aus sei, seit der verwünschte Vogel ins Haus gekommen.

Plötzlich sprang sie auf wie jemand, der einen raschen Entschluß faßt, nahm den Vogel aus dem Käfig und ließ ihn zum Fenster in den Garten hinaushüpfen.

Gleich darauf kam der Mann.

„Lieber Mann,“ sagte die Frau, indem sie nicht wagte, ihn anzusehen, „es ist ein Unglück passiert; den kleinen Vogel hat die Kaze gefressen.“

„Die Kaze gefressen?“ wiederholte der Mann, indem er starr vor Entsetzen wurde. „Die Kaze gefressen? Du lügst! Du hast die Nachtigall absichtlich fortgelassen! Das hätte ich dir nie zugeiraut. Du bist eine schlechte Frau. Nun ist es für ewig mit unserer Freundschaft aus!“ Dabei wurde er ganz blaß, und es traten ihm die Tränen in die Augen.

Wie dies die Frau sah, wurde sie auf einmal inne, daß sie doch ein recht großes Unrecht getan habe, den Vogel fortzulassen, und laut weinend eilte sie in den Garten, um zu sehen, ob sie ihn vielleicht dort noch fände und haschen könnte. Und richtig, mitten auf dem Wege hüpfte und flatterte das Vögelchen; denn es konnte immer noch nicht ordentlich fliegen.

Da stürzte die Frau auf dasselbe zu, um es zu fangen, aber das Vögelchen huschte ins Beet und vom Beet in einen Busch, und von diesem wieder unter einen andern, und die Frau stürzte in ihrer Herzensangst hinter ihm her. Sie zertrat die Beete und Blumen, ohne im geringsten darauf zu achten, und jagte sich wohl eine halbe Stunde lang mit dem Vogel im Garten herum. Endlich erhaschte sie ihn, und purpurrot im Gesicht und mit ganz verwidertem Haar kam sie in die Stube zurück. Ihre Augen funkelten vor Freude, und ihr Herz klopfte heftig.

„Goldner Mann,“ sagte sie, „ich habe die Nachtigall wieder gefangen. Sei nicht mehr böse; es war recht häßlich von mir!“

Da sah der Mann seine Frau zum ersten Male wieder freundlich an, und wie er sie ansah, meinte er, daß sie noch nie so hübsch gewesen wäre wie in diesem Augenblicke. Er nahm ihr den kleinen Vogel aus der Hand, hielt ihn sich wieder dicht vor die Nase, besah ihn sich von allen Seiten, schüttelte den Kopf und sagte dann: „Kindchen, du hattest doch recht! Seht sehe ich's erst; es ist wirklich nur ein Spatz. Es ist doch merkwürdig, wie sehr man sich täuschen kann.“

„Männchen,“ erwiderte die Frau, „du sagst das bloß mir zu Liebe. Heute sieht mir der Vogel wirklich selbst ganz wie eine Nachtigall aus.“

„Nein, nein!“ fiel ihr der Mann ins Wort, indem er den Vogel noch einmal besah und laut lachte, „es ist ein ganz gewöhnlicher — Gelbschnabel.“ Dann gab er seiner Frau einen herzhaften Kuß und fuhr fort: „Trag ihn wieder in den Garten und laß den dummen Spatz, der uns vierzehn Tage lang so unglücklich gemacht hat, fliegen.“

„Nein,“ entgegnete die Frau, „das wäre grausam! Er ist noch nicht recht flügge, und die Kaze könnte ihn wirklich kriegen. Wir wollen ihn noch einige Tage füttern, bis ihm die Federn noch mehr gewachsen sind, und dann — dann wollen wir ihn fliegen lassen!“

Die Moral von der Geschichte aber ist: wenn jemand einen Spatz gefangen hat und denkt, es sei eine Nachtigall — sag's ihm belächle nicht; denn er nimmt's sonst übel, und später wird er's gewiß von selbst merken.

Die feinsten Bewegungen der Körper.

Manchmal geschehen an unseren gewohnten und alltäglichen Dingen die allmerkwürdigsten Vorkommnisse, die man dann überhaupt nur durch einen Zufall bemerkt und weil man sie so gar nicht erklären kann, natürlich auch ebenso schnell wieder vergißt.

Da hat der kleine Fritz von seiner Großmutter zum Geburtstag einen hübschen, sauber vergoldeten Silberlöffel zum Geschenk erhalten. Selbstverständlich wird er ihm aufgehoben, in den Schrank gelegt und nie benutzt. Er ist sogar immer noch neu und frisch, als Fritz schon längst selber Kinder hat. Auch die dürfen mit dem großmütterlichen Prunklöffel nicht essen, sondern sie betrachten ihn nur zuweilen, wenn Mutter gut aufgelegt ist, mit mancherlei anderen hübschen Sachen.

Aber sieh da, eines Tages fällt es einem der Kleinen auf, daß die Vergoldung des Silberlöffels da und dort ein bißchen fleckig erscheint. Bei näherem Zusehen erweist sich, daß es wirklich Flecken in der gelben Oberschicht sind, durch die das Silber hindurchleuchtet. Aber eigentlich ist das auch kein ganz helles Silber, sondern es hat einen gelblichen Schimmer angenommen. Was ist die Ursache? Man rät auf Feuchtigkeit, auf das schlechte Silberpulver, auf alles mögliche, aber keine Erklärung hält so richtig stand. Endlich wird der Goldschmied zu Rate gezogen. Der beschaut sich die unheimlichen Stellen und meint dann ganz gelassen: „Da ist gar nichts dabei, das geschieht bei vergoldeten Gegenständen manchmal. Und machen läßt sich auch nichts, als höchstens neu vergolden!“

Weiter ist beim Goldschmied nichts zu erfahren. Die Sache wird vergessen und bleibt ungeklärt, denn der, welcher sie erklären könnte, wird nicht gefragt. Wer kann auch vermuten, daß der ganze Vorgang in das Gebiet des Physikers gehört, und zwar eines Molekularphysikers, und daß das Ganze sich als eine der Auswirkungen von Molekülbewegungen begreifen läßt.

Aber da stoßt das Verständnis des Nichtfachmannes schon wieder. Was ist ein Molekül? Wenn man es paradox sagen wollte, könnte man antworten, daß es ein Wort für ein Ding ist, das nicht existiert. Es existiert nämlich für unsere Sinne tatsächlich nicht, solange es einzeln ist. Denn auch mit dem hervorragendsten Mikroskop vermag das menschliche Auge nicht einen Teil einer Masse zu unterscheiden, von dem man annimmt, daß er zwischen einem und fünf Zehnmillionstel Millimeter groß oder richtiger gesagt, klein ist. Das ist eine ganz unvorstellbare Zahl, und niemand braucht seine Phantasie zu scheitern, weil sie ihm kein plastisches Bild von solcher Winzigkeit geben kann. Solche Größenverhältnisse lassen sich eben nicht vorstellen, weil unsere Sinneswahrnehmungen nicht darauf eingerichtet sind. Man kann sie nur errechnen, ihr Dasein mittelbar durch Forschungen feststellen, und auf diesem Wege hat man sogar erfahren, daß Moleküle immer noch nicht das Allerkleinste sind, was sich erkennen läßt, sondern daß sogar sie noch in Teile zerfallen, die man Atome nennt; außerdem weiß man ganz bestimmt, daß alles, was in und um uns ist, sich aus solchen ihrer Art nach allerdings verschiedenen Molekülen zusammensetzt.

Zusammensetzen ist nun freilich auch nicht das richtige Wort, denn diese ganze winzige Gesellschaft ist keineswegs ruhig und an einen Ort gebunden. Man muß sich den Zusammenschluß der Körper nicht etwa so vorstellen, daß die Moleküle wie die Ziegelsteine hübsch an der einmal für sie bestimmten Stelle liegen bleiben. Im Gegenteil! Sie sind in unaufhörlicher Bewegung, und es ist nur eine Platzfrage, wie weit und wohin ihr Lanz sich ausdehnt. Diese Platzfrage entscheidet überhaupt darüber, ob eine Materie das ist, was wir Menschen als gasförmig, flüchtig oder fest bezeichnen. Der gasförmige Zustand ist gar nichts anderes, als die Bewegung der Moleküle bei reichlichem Raum, der dem einzelnen gestattet, verhältnismäßig unbehindert dahinzulaufen. Es gibt Spiele, bei denen die Bälle von allen Seiten durcheinander und sich zugeworfen werden.

Biel weniger Freiheit besitzen die kleinen Stürmer schon in Flüssigkeiten. Da gibt es kein ungestörtes Dahinraufen. Hier sieht man so nahe beisammen, daß man höchstens durcheinandertrabbeln oder kriechen kann, so wie eine Anzahl aufeinandergehäufter Matkefer es in den Händen mutwilliger Kinder zuweilen tut. Allerdings stimmt das Bild insofern nicht ganz, als es den unglücklichen Opfern verständnisloser Quälerei nur selten gelingt, sich auf und davonzumachen. Von den Molekülen jedoch, die eine Flüssigkeit bilden, stürzen sich ununterbrochen welche in den Luftraum hinaus, der sich über ihnen befindet. Diese Tatsache ist nun wieder etwas so uralt Bekanntes, daß man sie nicht einmal den Fibelkundigen mehr als Neugierde erzählen kann. Denn auch sie wissen schon, daß alle Flüssigkeiten, vom Wasser angefangen, die Gewohnheit haben, an der Luft zu verdunsten, wenn man sie offen stehen läßt. Die Wärme, die man sonst ausschließlich für diesen Vorgang verantwortlich macht, ist in Wirklichkeit gar nichts anderes, als die Beschleunigung dieses auch sonst stattfindenden Herausschnellens, wodurch natürlich von der immer weniger werdenden Flüssigkeit sich immer mehr in Dampf verwandelt.

Am schwersten glaubhaft erscheint von all diesen ein bißchen ungläublichen Dingen die Tatsache, daß auch feste Körper keines-

Eigenbewegung, wenn sie wahrscheinlich auch im allgemeinen nicht viel größer ist, als die eines auf einem Punkt sich drehenden Kreisels.

Das und nichts anderes geschah mit jenem Silberlöffel, von dem einzelne goldene Moleküle ins Innere des Silbers getrieben waren. Freilich konnte man das mit den Augen der Menschen erst sehen, als viele Tausende dasselbe taten und schließlich auf diese Weise in der Vergoldung jene kleinen Flecken entstanden, für die man so gar keine Erklärung finden konnte.

Aber das sind eben die Unterschiede zwischen Köpjen und Menschen. Der eine besitzt einen Silberlöffel und glaubt schon das Magnium zu leisten, indem er ihn für Kinder und Kindstinder sorgfältig aufbewahrt. Der andere vermöchte daran den Aufbau der Welt und die Struktur aller Materie zu erkennen — aber häufig besitzt gerade er — keinen Silberlöffel! Anni Harrar.

Der Wanderer.

Von Hermann Hesse.

Dichter und Wanderer in einem, wie er sich von jeher erwiesen, zeigt Hermann Hesse in seinem neuesten, einfach „Wanderung“ betitelten Werke (Verlag S. Fischer, Berlin), daß er trotz Krieg und allem der alte geblieben. Wanderlust, Sehnsucht nach dem Süden, Freude am Kleinen, Alltäglichen machen das vom Verfasser selbst illustrierte Buch zu einer willigen Gabe der Wiedererweckung. Wir geben das erste Landschafts- und Seelenbild daraus.

Bei diesem Hause nehme ich Abschied. Lange werde ich kein solches Haus mehr zu sehen bekommen. Denn ich nähere mich dem Alpenpaß, und hier nimmt die nördliche, deutsche Bauart ein Ende, samt deutscher Landschaft und deutscher Sprache.

Wie schön ist es, solche Grenzen zu überschreiten! Der Wanderer ist in vielen Hinsichten ein primitiver Mensch, so wie der Nomade primitiver ist als der Bauer. Die Ueberwindung der Sehschichtigkeit aber und die Verachtung der Grenzen machen Leute meines Schlages trotzdem zu Wegweisern in die Zukunft. Wenn es viele Menschen gäbe, in denen eine so tiefe Verachtung für Landesgrenzen lebte wie in mir, dann gäbe es keine Kriege und Blockaden mehr. Es gäbe nichts Schädlicheres als Grenzen, nichts Stupideres als Grenzen. Sie sind wie Kanonen, wie Generale: solange Vernunft, Menschlichkeit und Friede herrscht, spürt man nichts von ihnen und lächelt über sie, — sobald aber Krieg und Wahnsinn ausbricht, werden sie wichtig und heilig. Wie sind sie uns Wanderern in den Kriegsjahren zur Pein und zum Kerker geworden! Der Teufel hole sie!

Ich zeichne das Haus in mein Notizbuch, und mein Auge nimmt von deutschem Dach, deutschem Gebälk und Giebel, von mancher Traulichkeit und Heimlichkeit Abschied. Noch einmal liebe ich all dies heimatische mit verstärkter Innigkeit, weil es zum Abschied ist. Morgen werde ich andere Dächer, andere Hütten lieben. Ich werde nicht, wie es in Liebesbriefen heißt, mein Herz hier zurücklassen. O nein, ich werde mein Herz mitnehmen, ich brauche es auch drüben über den Bergen, zu jeder Stunde. Denn ich bin ein Nomade, kein Bauer. Ich bin ein Verehrer der Untreue, des Wechsels, der Phantasie. Ich halte nichts davon, meine Liebe an irgendeinen Fleck der Erde festzunageln. Ich halte das, was wir lieben, immer nur für ein Gleichnis. Wo unsere Liebe hängen bleibt und zur Treue und Tugend wird, da wird sie mir verdächtig.

Wohl dem Bauern! Wohl dem Besizenden und Schäften, dem Treuen, dem Tugendhaften! Ich kann ihn lieben, ich kann ihn verehren, ich kann ihn beneiden. Aber ich habe mein halbes Leben daran verloren, seine Tugend nachahmen zu wollen. Ich wollte sein, was ich nicht war. Ich wollte zwar ein Dichter sein, aber daneben doch auch ein Bürger. Ich wollte ein Künstler und Phantasiemensch sein, dabel aber auch Tugend haben und Heimat genießen. Lange hat es gedauert, bis ich wußte, daß man nicht beides sein und haben kann, daß ich Nomade bin und nicht Bauer, Sucher und nicht Bewahrer. Lange habe ich mich vor Göttern und Befehlen kastet, die doch für mich nur Götzen waren. Dies war mein Irrtum, meine Qual, meine Mitschuld am Elend der Welt. Ich vermehrte Schuld und Qual der Welt, indem ich mir selbst Gewalt antat, indem ich den Weg der Erlösung nicht zu gehen wagte. Der Weg der Erlösung führt nicht nach links und nicht nach rechts, er führt ins eigene Herz, und dort allein ist Gott, und dort allein ist Friede.

Von den Bergen weht ein feuchter Fallwind mir vorüber, jenseits blicken blaue Himmelsinseln auf andere Länder nieder. Unter jenen Himmeln werde ich oftmals glücklich sein, oft auch Heimweh haben. Der vollkommene Mensch meiner Art, der reine Wanderer, müßte das Heimweh nicht kennen. Ich kenne es, ich bin nicht vollkommen, und ich strebe auch nicht es zu sein. Ich will mein Heimweh kosten wie ich meine Freuden koste.

Dieser Wind, dem ich entgegensteige, duftet wunderbar nach Jenseits und Ferne, nach Wäldern und Sprachgrenze, nach Gebirge und Süden. Er ist voll Versprechung.

Ach was, mein Junge, halt einmal still; man sagt niemals, man könne was nicht. Der Mensch kann alles, wenn er will!

Denk mal umher, rundum umher; was nicht in Feld und Garten gewachsen was nicht von Anbeginn an schon war, und wär es dir noch so ungründlich und unerfänglich und unerfindlich, es ist doch nur immer von Menschen gekonnt... und nichts ist wo vom Himmel gefallen oder durch Wunder zustande gebracht... es ist alles immer von Menschen erdacht und gemacht! von Menschen wie ich und von Menschen wie du und immer nur mit ganz einfachen Mitteln ohne jegliche Hexerei... und das ist das wirkliche Wunder dabei! nur der Wille zu wollen gehörte dazu!

Also mein Junge, man macht kein Gesicht und sagt nie mehr, man könne was nicht!

Cäsar Stalilien.

Alltag.

Von Siegfried Berberich.

Bierstädiger Sandsteinpalast. Du trittst ein, schreibst dem Pförtner deinen Namen auf, wirst in ein Wartezimmer geführt. Der Chef läßt bitten. Man fährt dich im Lift zwei Stockwerke hoch, führt dich wieder in ein Wartezimmer, meldet deine Ankunft, bringt dich in das Allerheiligste. Großer, ziemlich leerer Raum, zwei Sessel für Besucher, Schreibtischstuhl, Schreibtisch, Haus- und Staditelephon, eine flache Schreibunterlage darauf, sonst nichts. Den Tintenstift hat der Chef, der aufgestanden, dir ein paar Schritte entgegengegangen ist, in der Hand. Du nimmst Platz. Er hebt mit knappen Worten einen Satz an, der nie fertig wird: ist ans Telephon geklingelt worden, dirigiert irgendeine Sache, die dich nichts angeht, hängt ein, schreibt ein Wort auf ein Zettelchen — lächerlich klein, bei der Größe des Objekts! — hat dich inzwischen beobachtet, weiß genau, was er mit dir will — dieweil du meinst, daß du mit ihm etwas vorhast — spricht einen ganzen Satz aus. Du fängst an zu reden. Er macht sich Notizen, während er durch das Telephon über Dinge und Sachen verfügt, die er nie gesehen hat, aber durchaus kennt, nicht ohne gleichzeitig deinen Fall ruhig zu bedenken. Die Sprache ist lang, ein guter kaufmännischer Gedanke, kurz und so rasch gesagt, daß man, solange man ihn in Worte übersetzt, einen zweiten und dritten fassen kann. — Er hat eingehängt, antwortet fragt. Du fängst an zu erklären. Sein Privatsekretär kommt herein, legt ein Bündel eingegangener, schon durchgesehener Briefe vor, die sofort überflogen, mit Bleistiftnotizen versehen werden. Dabei spricht er mit dir, läßt sich gleichzeitig von dem Sekretär dies und das ins Ohr flüstern und spricht zwei- bis dreimal in der Minute in das Telephon. — Ein älterer Buchhalter kommt zaghaft herein, steht, innerlich, militärisch still, stramm, legt Briefe, Schecks zur Unterschrift vor, wird, als Jugend- und Startgenosse, per Du angeredet, macht einen Schritt rückwärts, schlägt quasi, sich verbeugend, die Hacken zusammen, geht hinaus. Kaufmannsmilitarismus! — Man bringt ein Schlafwagenbillet nebst Fahrkarte 1. Klasse: vier Lehrlinge haben abwechselnd, sechsundzwanzig Stunden lang, vor dem Verkehrsbureau Posten gestanden, um es zu erlangen! Die Fahrkarten verschwinden in seiner Westentasche: seit Jahren ist er nicht mehr bei Tage gereist! Luxus der Müßiggänger! Zu Ueberland-Autofahrten pflegt er Kunden mitzunehmen, mit denen er sich ausführlich, gründlich, gemüthlich unterhalten will. — Schließlich hast du deine Angelegenheit zu Ende gebracht — endlich, denn ein Duzend Prokuristen, Tippfräuleins und so weiter sind mittlerweile störend hereingekommen und gegangen — erhebst und verbeugst dich — man gibt dir die Hand, die linke greift zum Hörrohr — und gehst hinaus, ein wenig verärgert, ein wenig belustigt über das Erlebte. —

Du weißt, der Mann hat sich in die Höhe gearbeitet, hat dreihundert Korrespondenten, hat Millionen verdient, Millionen von Briefen mit dem Kopf seiner Firma in die Welt geschickt. Trotzdem imponiert er dir nicht! Du denkst, indem du dich ein wenig, viel oder gar nicht belustigt: er kann nichts als Geld verdienen! Du kommst dir mit deiner Jugend, deiner altmodischen Lebensauffassung reicher, glücklicher, überlegener vor — vielleicht auch produktiver. Geldverdienen allein... Er sieht nicht einmal seine Ware! Außerdem aber weißt du, und wenn du es nicht weißt, denkst du dir, zum Trost, wenn du ihn nötig hast, das Folgende aus, nachdem du an dem harrenden Auto des Chefs vorbeigegangen bist:

Ich ist Geldverdienen auch eine — Er hat eine brave Frau, tüchtigwerdende Kinder. Aber — er hat keine Jugend gehabt, er hat sie als Kaufmann durchjagt, einzig befeelt von dem Gedanken, dorthin zu kommen, wo er jetzt steht. In freien Minuten denkt er an versäumte Möglichkeiten, an Möglichkeiten, die er in der Jugend hätte haben können, wenn er schon damals dort gestanden hätte. Und diese Minuten kosten ihn Stunden, selbst Tage, so nebenbei, neben dem Geschäft her, sind sein Sport, seine Erholung, sein Jugenderfaß — ranken sich um seine schöne Nichte herum.

O, nicht das ihr denkt! Eine legale Nichte, er der legale Onkel, ihr Vormund sogar, da sie Waise ist! Die Tochter der Schwester seiner ersten, verstorbenen Frau; nicht sehr klug, aber hübsch, jedenfalls — sein Sport, seine Erholung, sein Jugenderfaß, für den er Geld hat in Menge, aber auch Zeit, so nebenbei, stunden-, selbst tagelang... Aber — nicht das ihr denkt!

Sie ist am Telephon — und seine Stimme wird weicher, und alle Sätze werden nur von einem Gedanken, dem an sie, diktiert, felen sie auch noch so lang: die Sprache ist kurz, und der Gedanke ist lang...! Er eilt zu ihr im Auto, freut sich ihrer Schönheit, ihrer schönen Kleider, ihrer schönen Wohnung — sein Werk! — dreimal, fünfmal am Tage, — läßt Telephon, Schreiberschar und Geschäft im Stich, hört gespannt auf ihr Lamento über Dienstboten, den hüftelnden Hund, das schlechte Wetter, die säumige Schneiderin; rast zurück, minutenlang ungeschäftlich schwelgend, freut sich des Lebens, der Welt, kommt sich jung vor... Zeigt sich mit ihr eine Viertelstunde lang auf einem Fife-o'clock-Tea oder, wenn er einmal ganz leichtsinnig ist, ein Stündchen lang in einem Theater, genießt die Blitze des Rundums. —

Sie ist keine ins Alter zurückgeholte Jugend, von der er nicht mehr fordert, als daß sie noch ein Stück weit neben ihm herläuft... Er wird sie eines Tages gut verheiraten... An dem Tage, an dem er sich alt geworden fühlt, an dem die Prosa des Alltags und die Poesie des Lebens ihn nicht mehr gefangen hatten. —

Franz Josef — als Goldmacher.

Die eben erschienene Habsburg-Nummer der Wiener Wochenschrift „Die frohe Botschaft“ teilt aus einem demnächst zur Veröffentlichung gelangenden Aktenmaterial eine bisher unbekannte Geschichte vom Hofe des früheren Kaisers Franz Josef mit.

Im Jahre 1864 wurde der Bruder Franz Josefs, der Erzherzog Maximilian, auf Anstiftung Napoleons III., der zur Kräftigung des monarchistischen Gedankens in Amerika eine Expedition gegen das republikanische Mexiko geleitet hatte, bekanntlich Kaiser von Mexiko.

Eines Tages erschienen am Wiener Hofe drei sonderbare Herren: ein spanischer Oberst, ein italienischer Abbé und ein mexikanischer Diplomat. Sie wiesen Empfehlungen von Kaiser Maximilian vor, worauf sie beim Oberhofmeister Grafen Thurn eingeführt wurden. Sie gaben vor, durch ein geheimes Verfahren aus Silber ein Gold machen zu können. Die Widerförmigkeit der Behauptung, die Abenteuerlichkeit des Vorhabens, die bösen Erfahrungen, die man in vergangenen Jahrhunderten mit solchen und ähnlichen Versuchen gemacht hatte, wogen rein nichts — gegenüber der „allerhöchsten“ Empfehlung, dem sicheren Auftreten und dem aristokratischen Firmanz der Erscheinungen. Keine kleine Rolle spielte dabei auch die Ladung, aus 6 Millionen Gulden Silber bis 80 Millionen Gulden Gold zu bekommen. Die Herren wurden monatelang bei Hofe in allen Ehren ausgehalten, während welcher Zeit ihrerseits eifrige „Versuche“ gemacht wurden. Die Lichtbilder der drei wohlgenährten Charlatane, die die Kunst verstanden, die Dummheit des Wiener Hofes — zu Gold zu machen, sind erhalten. Sie versiegelten — gar nicht originell, sondern ganz nach dem Muster der mittelalterlichen Alchimisten — drei Tiegel, die sechs Monate streng bewacht werden mußten. Es wurde wohl eine Ueberwachungskommission eingesetzt, die die Aufgabe hatte, die Arbeiten wissenschaftlich zu überprüfen. Leiter dieser Kommission war ein Hofrat Schrötter. Sie es, daß sich die Herren von der Kommission auch durch den geschickt angebrachten Formelkram der drei Abenteurer bluffen ließen, sei es, daß die Gelehrten gegen ihren Willen und gegen ihre bessere Ueberzeugung gezwungen waren, dem Wunsche des Kaisers zu gehorchen, sei es, daß es niemand wagte, den Wiener Hof über die Tragweite des Schwindels aufzuklären, genug, es dauerte Monate, ehe es gelang, dem Kaiser schonend beizubringen, daß er ein Opfer von Schwindlern geworden sei. Als man die Tiegel öffnete, waren selbstverständlich zwei leer, während man in dem dritten Goldspuren vorgefunden zu haben angibt. Die letzten drei Vögel hatten das Wette gesucht. Eine Handschrift Franz Josefs ist gleichfalls erhalten, in der er sein Vorgehen in diesem sonderbaren Fall rechtfertigt.

Wissenschaftliche Aprilscherz. Der Aprilscherz ist ein uralter Brauch, und an diesem „Narrentage“ wurden in vergangenen Zeiten sehr handgreifliche und manchmal recht grausame Späße ausgeführt, bei denen man mit Leben und Gesundheit der Mitmenschen kein Spiel trieb. Wir sind heute humaner geworden und suchen die Leichtgläubigen auf eine feinere Weise hereinzuführen. Da bietet sich die beste Möglichkeit in dem Aufschwung der Wissenschaft, deren erstaunliche Leistungen ja schon oft das Unmögliche möglich gemacht haben. Solche wissenschaftlichen Rasstfahrten werden erst im 19. Jahrhundert beliebt. Eine der ersten war wohl die Veröffentlichung der „New York Sun“ im Jahre 1835, die von einem neuen von Herschel und Brewster erfundenen Fernrohr medelte, mit dem sich die kleinsten Dinge auf dem Mond erkennen ließen. Die Gelehrten sollten da Auerochsen, Einhorn und ein wunderbares Tier in Gestalt eines Orangutang mit riesigen Fiedermausflügeln beobachtet haben. Besonders dieses Mondtier beschäftigte die Gemüter sehr, und erst einige Monate später wurde diese „neue Aera der Wissenschaft“ als ein Aprilscherz enthüllt.

Als der Mond dann durch die wirklichen Verbesserungen der Fernrohre eine ziemlich genau erforschte Gegend geworden war, beschäftigte sich die Aprilwissenschaft am liebsten mit dem Mars. So ging vor einigen Jahren die Nachricht durch die Welt, Tesla habe Herzspeichen von bisher ungeahnter Stärke in der Richtung gegen den Mars zur Entladung gebracht, und daraufhin seien von seinem Apparat für drahtlose Telegraphie folgende rätselhafte Worte aufgenommen worden: „is och sidere rotoel erac sunisa se“. Den Sinn dieses geheimnisvollen Telegramms erklärte aber auch der Aprilscherz nicht. Am 1. April 1908 wurde gar aus Kristiania berichtet, in Telemarken seien eine Anzahl vogelähnlicher Marsbewohner in einem Luftschiff bei der dortigen Stickstoffabrik gelandet, von der Elektrizität angezogen. Der Besuch sei auf die Entladung Testas zurückzuführen. Der Erfolg dieser Nachricht war, daß aus Kristiania eine wahre Völkerverwanderung nach Telemarken begann.

Natürlich ist auch Edison der Held geklommener Aprilscherze gewesen. Der „New York Graphic“ brachte vor einer Reihe von Jahren am 1. April die Ankündigung, Edison habe eine Maschine erfinden, durch die man Getreide aus Erde bereiten und Wein aus Wasser machen könne. Die Weltartikel anderer Blätter, die über diese wirklich epochemachende Erfindung in Entzücken gerieten, druckte dann das Blatt mit der Ueberschrift ab: „Sie heißen an!“ Und dadurch erst wurde der Aprilscherz enthüllt. Die Röntgenstrahlen und das Radium haben ebenfalls zu einer großen Zahl von utopischen Fortgegangenen Anlauf gegeben, die unter dem Deckmantel des 1. April als Wahrheiten in die Welt posant wurden.

Naturwissenschaft

Antitoxine im Pflanzenreich. So häufig die Mistel auf Apfelbäumen schwarzrot, so selten tritt sie auf Birnbäumen auf. C. Heinrich hat die Ursache dieser Erscheinung zu ergründen versucht. Er brachte, wie die „Landschau“ berichtet, leimende Mistelstanen auf die Hauptachsen junger Birnbäumchen und fand, daß die Bäumchen sich den Misteln gegenüber verschieden verhielten. Bei einigen starben die Mistelkeimlinge ab, ohne daß die Wirtspflanze Krankheitserscheinungen aufwies; diese war echt immun. Ander erkrankten, wenn sich die Mistel ansiedelt, sie stoßen dann Borkenteile, ja ganze Äste und mit ihnen die Mistel ab — sie sind unecht immun. Schließlich gibt es auch nicht immunen Birnbäume, auf denen die Mistel gedeiht. Unecht immunen Bäume können sich nach einer Infektion auch wie echt immun verhalten — die Immunität wurde also erworben. Das alles deutet darauf hin, daß die Mistel durch ein Toxin die Wirtspflanze schädigt, die sich ihrerseits durch ein Antitoxin schützt. Dieses ist entweder schon vorhanden oder es wird auf Infektion hin — gerade wie bei Pockenimpfung — in so reichlichen Mengen produziert, daß die Pflanze von da ab immun ist. Interessant ist dabei noch ein Fall, in dem die erste Infektion nicht zur Immunisierung genügt hatte; die Pflanze ließ nochmals Misteln zum Ansiedeln kommen; dann trat die Reaktion erst auf, aber dafür auch sehr heftig.

Gesundheitspflege

Gemüse als Kostquelle. Die Zeit der jungen Gemüse naht wieder allmählich heran, und da mag auf die Bedeutung dieses von manchem verachteten „Grünzeugs“, das jeder in seinem Garten ohne große Kosten ziehen kann, für die Ernährung hingewiesen werden. Man sollte in der warmen Jahreszeit keinen Tag vorübergehen lassen, ohne Gemüse, entweder gekocht oder roh in Form von Salat, zu sich zu nehmen. Grünes Gemüse enthält etwas mehr als 1 Proz. Protein, den Stoff, durch den der Körper aufgebaut wird, ganz wenig Fett und etwa 4 Proz. Stärke oder Kohlenstoffhydrate. Der Nährwert der eigentlichen grünen Gemüse ist höher als der der Salate, doch kann von einem großen Nährwert überhaupt nicht die Rede sein, sondern die Bedeutung der Gemüse für unsere Gesundheit liegt auf anderem Gebiet. Grünkohl und Rübden enthalten etwas weniger Wasser als Rosenkohl und Blumenkohl. Gelächter Spinat hat etwa 80 Proz. Wasser. Der Nahrungswert des Grünkohls ist

einige unangenehme Dinge, die ausstrahlung und andere Hautkrankheiten, vor allem auch den Stomat, verhindern. Leute, die an Gicht leiden, sollten vor allem viel grüne Gemüse essen. Der mineralische Gehalt der grünen Gemüse besteht zum großen Teil in Kalk. Ein ziemlich hoher Prozentsatz von Eisen ist im Spinat, der daher für die Blutbildung besonders wichtig ist.

Gemüse sind weniger leicht verdaulich als Fleisch. Deshalb sollte man Kohl nicht essen, wenn er alt und holzig ist, da die holzigen Fasern der Gemüse oft Verdauungsbeschwerden verursachen. Das frische grüne Gemüse aber kann, wenn es gut gekaut ist, ohne jede nachteilige Wirkung für die Verdauung verzehrt werden. Am leichtesten zu verdauen ist wohl unter allen Kohlarten der Blumenkohl. Der Wert des Salats für die Blutreinigung wird mehr und mehr erkannt, und man sollte solche grünen Blätter wie Lattich, Endivien, Brunnenresse usw., soviel wie möglich und so lange wie möglich im Jahr zu sich nehmen. Jedenfalls ist das Essen von frischem Gemüse eine nicht zu unterschätzende Kraftquelle, die unser Lebensgefühl erhöht und außerdem gegen Gicht, Nieren- und Blasenleiden, Ausschlag und Stomat schützt.

Aus der Praxis

Die Kochliste. „Du sollst sparen“ lautet das Hauptgebot unserer gesamten Wirtschaft. Nicht allein der Staat bei der Aufstellung seines Haushaltsplanes, nicht nur die Industrieunternehmen, nein, jeder einzelne im Volke, der Handwerker, der Kaufmann, die Hausfrau, aber an der richtigen Stelle. Und es muß einmal gesagt werden: die Hausfrauen sparen meistens an der falschen Stelle. Die einen wollen billig einkaufen und holen von weit her ein Pfund Schmalz, weil es 1 M. billiger ist als an ihrem Bohrtort, daß sie aber 2 M. für die Fahrt dabei bezahlen, bedenken sie nicht. Andere drehen in der ihnen angeborenen Wirtschaftlichkeit den Gashahn am Gasherd nur halb auf, ohne zu bedenken, daß der langsam erwärmte Kochtopf verhältnismäßig mehr Wärme an die umgebende Luft wieder abgibt als der stark beheizte. Es gibt so viele Unsitzen in der Küche, die mit der kostbaren Wärme geradezu verschwenderisch umgehen. Eine wertvolle Hilfe für jede Hausfrau ist die Kochliste, der noch immer viele mißtraulich gegenüberstehen. Mit solcher Kochliste haben Heinzelmännchen wahrlich nichts zu tun, sondern es sind ganz einfache physikalische Gesetze, die der Mensch hier in seinem Dienst gezwungen hat. Der Lebensgrundgesetz der Kochkunst — und auch der Thermosflaschen — ist die Verhinderung des Luftzutritts zu der warm oder kalt zu haltenden Masse. Der mit heißem Wasser gefüllte Topf ist in der Kochliste von Isolierstoffen umgeben, die die ausgestrahlte Wärme fast gar nicht weiterleiten und infolgedessen die Temperatur des Topfinhaltes nur ganz langsam abfallen lassen. Eine gute Kochliste läßt die Temperatur in einem mit heißem Wasser gefüllten Topf von 95 Grad in fünf Stunden um höchstens 20 Grad fallen, so daß die Flüssigkeit nach dieser Zeit noch immer zu heiß für den unmittelbaren Gebrauch zu Gebrauchszwecken ist. Es gibt im Haushalt so viele Sachen, die stundenlang einer hohen Temperatur ausgesetzt werden müssen, wie Hülsenfrüchte u. dgl. Man braucht die Speisen nur „anzukochen“, d. h. ihnen die Siedetemperatur des Wassers von rund 100 Grad Celsius zu geben, dann tut man sie in die Kochliste und dort kochen sie weiter, weil sie ihre Eigenwärme nicht ausstrahlen können. Eine Kochstunde auf dem Gasherd kostet ungefähr 45 Pfennige. Will man Erbsen kochen, so müssen sie ungefähr 8 Stunden auf dem Feuer stehen, was selbst bei später eingestellter Flamme mindestens 1 M. an Brennkosten erfordert. Beim Gebrauch der Kochliste kocht man das Gericht eine halbe Stunde an und spart so drei Viertel der Kochkosten. Was diese sparsame Kochkunst für die Wirtschaftstoffe jeder Hausfrau bedeutet, wird sie am besten selbst am Ende des Monats an ihrer Gasrechnung merken! In keinem Haushalt sollte eine Kochliste fehlen!

Büchertisch

Franz Jung: Profetarie. (Wastl-Berlag, Berlin.) Franz Jung erzählt die Geschichte eines Arbeiters, der in den Strudel politischen Geschehens hineingezogen wird, sich vom gesunden Mutterboden der Arbeit löst, die Fühlung mit seinen eigenen Genossen verliert und schließlich vom Strudel verschlungen wird, den beherrschen zu können er glaubt. Dichtung ist die Erzählung nicht. Es fehlt ihr an Gestaltungskraft und innerer Befestigung. Sie könnte trotzdem von Wert sein, wenn sie Bekenntnischrift wäre. Aber auch hier tritt der Mangel zu scharf zutage: die Abwesenheit jeder mitfühlenden Seele. Vielleicht ist gerade das das große Bekenntnis Jungs: wir Profetarie haben keine Seele; wir werden zermahlen auf dem großen Rad des Lebens. Aber wenn es so ist, dann wehe dem Profetarie. Dann gibt es kein Empor. Dann kann auch keine Revolution die große Befreiung bringen. — Nein, jede Befreiung fängt im Menschen selbst an. Ohne Selbstbewußtsein, ohne den Glauben an sich selbst und seine Zukunft, ohne besetzten Willen und Siegeszuversicht gibt es nirgends ein Vorwärts und Empor. Der Wastl-Berlag führt als Wappen die Inschrift: Profetarie aller Länder, vereinigt Euch. Das willkühnen auch wir. Aber nicht im Sinne eines Agel Jung, der letzten Endes an allem verzweifelt, nicht zum wenigsten an sich selbst.